

Kritik in Kürze

Cyberpunk-Pippi

Neuigkeiten von Stieg Larsson, dem schwedischen Krimiautor, werden noch immer als Sensationen gefeiert. Erst unlängst meldete der „Independent“, in der Königlichen Bibliothek von Stockholm seien zwei Manuskripte Larssons gefunden worden, zwei winzige Texte, die der Bestsellerautor als Teenager an ein kleines Science-Fiction-Magazin geschickt hatte. Die schlechte Nachricht war, dass sie mit der Millennium-Trilogie nichts zu tun haben. Mit den Larsson-Biographien, die derzeit erscheinen, ist es anders. Schon die Lebensgeschichte des Wegbegleiters Kurdo Baksi gab den Anhängern der Trilogie erste Bausteine in die Hand, um den politischen wie persönlichen Hintergrund der Bücher zu verstehen. Die Biographie war allerdings stark von den Eitelkeiten und dem Profilierungsstreben geprägt, ohne die es in Schweden nie zur Debatte um die journalistischen und literarischen Qualitäten Larssons gekommen wäre. Dem Journalisten, Literaturkenner und Lektor Jan-Erik Pettersson ist jede Aufregung fremd. Seine Biographie nimmt sich Zeit, um Larssons Leben in die schwedische Nachkriegs- und Literaturgeschichte einzuweben. Entstanden ist ein ruhiges, intelligentes Buch. Es erklärt nicht nur, wie geschickt Larsson, der trotzstisch gesinnete Krimi- und Science-Freak, die Millennium-Trilogie auf Zeitgeist und Buchmarkt ausrichtete. Er verweist auch elegant auf dessen Versuch, mit Lisbeth Salander eine Heldin für die „Piratengeneration“ zu erschaffen, eine Art „Cyberpunk-Pippi“: „Stieg war von der Idee fasziniert, über die hyperaktive Pippi Langstrumpf zu schreiben und wie es ihr erginge, wenn sie die zwanzig überschritten habe.“ (*Jan-Erik Pettersson: „Stieg Larsson“. Eine politische Biographie.* Aufbau Verlag, Berlin 2010. 297 S., geb., 19,95 €.) math



Schluck! Literatur wird wie Kaffee vermarktet

Nun also auch Literatur. Nach Kaffee und Speisen werden jetzt auch Bücher mit dem Prädikat „to go“ beworben. Das Prinzip sei nicht wirklich neu, mag der Literaturfreund einwenden, schließlich knittert die Reclam-Universal-Bibliothek schon seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in deutschen Gesäßtaschen vor sich hin. Stimmt. Doch nachdem David Foster Wallace „Unendlicher Spaß“ den Ortopäden weltweit Rekordumsätze beschert haben dürfte, brandet gerade wieder eine neue Vermarktungswelle für die Sparte Mitnehmbuch heran. Der Weg: konsequente Reduzierung von Umfang und Aufmachung (immer), dabei jedoch große Sorgfalt bei der Auswahl des Inhalts (meistens). Dazu kommen teils eher ungewöhnliche Vertriebswege: Der Suiker-Verlag etwa bringt unter anderem durch Automaten äußerst günstig (ein Euro pro Buch) Literatur unters Volk. Auch der E-Book-Sektor will nachziehen: Amazon hat angekündigt, für sein Lesegerät Kindle kurze Werke (dreißig bis neunzig Seiten) unter dem Titel „Singles“ herauszubringen.

Seit diesem Jahr greift nun „Literatur-Quickies“ das Prinzip auf. Ihre „Bookklits“ getauften Heftchen gibt es außer im Buchhandel auch an Kneipentheken. Die Büchlein haben das Format von CD-Booklets und enthalten auf zwanzig bis dreißig Seiten Kurz- und Kurzestgeschichten. Das ist so weit schön, denn die Verlage bieten so nicht nur Snacks für den kleinen Lesehunger, sondern vor allem auch jungen Autoren ein gutes Forum, auf ihren Stil und ihre großen Werke aufmerksam zu machen. Etwas vollmundig tönt der Verlag deshalb: „Wir sind das neue Leseformat: Lesen mit Format“ und versammelt in den mittlerweile vier Staffeln durchaus gute Autoren: Juli Zeh, Stefan Beuse oder Maïke Wetzl etwa. Dazu gibt es in jeder Serie einen modernen Klassiker wie Kafka, Klabund oder Heym.

Nun leidet der Inhalt oft unter seiner Aufmachung: Die Typographie rangiert zwischen zweckdienlich und hässlich, das Layout ist ein Graus. Georg Heyms Kurzgeschichte „Das Schiff“ breitet trotz des begrenzten Platzes eine zum Schaudern schöne Schwärze aus, Ulrike Draesners schönes „Denkmal einer Läuferin“ hat in der Broschüren-Anmutung dann den Charme einer Gebrauchsanleitung für Elektroartikel, was besonders angesichts des Preises problematisch ist. Für die fünfzehn Euro, die eine Serie kostet (fünf Heftchen à drei Euro), gibt es eben auch schon ein schönes Taschenbuch. Die Bookklits sind damit tatsächlich der „Kaffee to go“ des Literaturbetriebs: erquickender Inhalt, zu teuer und serviert in einer Wegwerfverpackung.

JAKOB BIAZZA

Literatur



Dass der Klerus seine Hand in manch verbrecherischem Spiel hatte, ist bekannt. Wie sensationswütige Medien damit verfahren, zeigt Antonio Scuratis Roman.

Foto laif

Spürt die Angst, schürt die Angst

Sexueller Missbrauch ist zum Fetisch einer skandalulüsteren Berichterstattung geworden. Der italienische Autor Antonio Scurati zeigt in einem Roman die verheerenden Folgen, wenn sich Angst, Sensationslust und Quoten gier vermengen.

Wenn wieder Fälle von Kindesmissbrauch die Schlagzeilen bestimmen und die öffentliche Aufregung alle Grenzen sprengt, könnte man sich gelegentlich in einer Welt wägen, in der man niemandem mehr trauen darf: Hinter jeder liebevollen Geste eines Lehrers, Trainers oder Onkels, hinter jeder Verhaltensauffälligkeit eines Kindes könnte sich das Grauen verbergen.

Solch eine Atmosphäre der Angst und des Misstrauens herrscht im Roman „Das Kind, das vom Ende der Welt träumte“, in dem der italienische Autor Antonio Scurati ein endzeitlich-pessimistisches Bild der norditalienischen Provinzstadt Bergamo zeichnet: „Man hatte keine Nachbarn mehr, die man fragen konnte, ob sie ein mit einem Päckchen Nudeln oder etwas Salz aushelfen würden. Auf jedem Treppenabsatz könnte sich im Schatten ein potentieller Pädophiler verstecken.“

Scurati, Kolumnist der Tageszeitung „La Stampa“ und des Wochenmagazins „Internazionale“, geht mit seiner eigenen Zunft scharf ins Gericht: Wie Raubtiere wüthen die Medien das Potential des Themas, archaische Ängste aufzuzeihehen. Die reißerischen Berichte über satanische Rituale und schändliche Videos – die allerdings nie jemand zu Gesicht bekommen wird – lösen gezielt eine Massenhysterie aus, die sich die Politik für den Wahlkampf zunutzen macht. Immigranten müssen als Sündenböcke herhalten.

Zunächst aber wird der Leser wieder aus diesem Sumpf herausgehoben und

nimmt die anfangs unbeteiligt-distanzierte Erlebnisperspektive des Ich-Erzählers ein. Dieser lehrt wie Scurati Medienphilologie an der Universität in Bergamo, ist ebenfalls Kolumnist von „La Stampa“ und scheint dank einer ordentlichen Portion Rationalität gut gegen Massenhysterien gewappnet.

„Eine fette Story landen“ will sein Chefredakteur mit einem Leitartikel über einen vermeintlichen Missbrauchsfall, der sich vor 25 Jahren im Priesterseminar der Stadt zugetragen haben soll. Aus Pflichtbewusstsein sagt der namenlose Ich-Erzähler zu, arbeitet sich routiniert-gelangweilt an dem Thema ab, wettet „auf altbewährte Art“ gegen die Kirche, gegen den Staat und gegen die Verharmloser. Die emotionale Erregtheit ist indes nur Pose, steht nur auf dem Papier.

Doch dann überschlagen sich die Ereignisse. Eine ratlose Mutter besucht den

Morgen auf unserer Literaturseite

Jürgen Schings: Viel Courage bei Grimmelshausen

Nicole Henneberg: Träumerei bei Peter Waterhouse

Verfasser des aufrüttelnden Zeitungskommentars in seiner Sprechstunde an der Universität und berichtet vom Missbrauch an ihrem Kind. Einen von der Redaktion bestellten Artikel im Hinterkopf, folgt er ihrer Einladung zu einer Informationsveranstaltung im Kindergarten der Tochter, wo eine übereifrige Psychologin alle Alarmlampfen der Eltern schrillen lässt.

Immer mehr Mütter entdecken an ihren Kindern verräterische Symptome. Die heile Welt zahlreicher Kleinfamilien bricht zusammen. Kindergärtnerinnen, Vertreter der Kirche, Väter und zuletzt ein Freund des Ich-Erzählers geraten in das Netz der Beschuldigungen. Kaum eine Verdächtigung lässt sich erheben,

doch der Nebel der Halbwahrheiten, Vorurteilen und Falschmeldungen wird dichter.

Auch die Distanziertheit des Ich-Erzählers löst sich mit dem Fortschreiten der Ereignisse auf, weicht zunächst einem Gefühl des Eklens, ausgelöst vom „abscheulichen Geschmack fanatischen Übereifers“, dann des Entsetzens. Zuletzt ergreift auch ihn der fiebrige Wahn und maltüritiert ihn mit verschwommenen Kindheitsgedächtnissen an nächtliche Alpträume und seine Eskapaden als Schlafwandler. Sein Realitätssinn wird durch Panikattacken so verzerrt, dass er abwechselnd an seiner eigenen Unschuld zu zweifeln und an ein selbsterleitetes Trauma zu glauben beginnt.

In Scuratis Buch ist die Stimmung drückend und klebrig wie vor einem Gewitter. Doch selbst der Regen bringt keine Erleichterung. Als die Gerüchte sich als haltlos erweisen, ist die Stadt schon vom Gift der Intrige durchdrungen. „Meine einzige Leidenschaft war die Angst“ – dieses Zitat von Thomas Hobbes ist Scuratis beunruhigendem Roman vorangestellt, der zeigt: Wenn in einer Gesellschaft, die sicherer und reicher ist als je zuvor, mit der Panik spekuliert wird, entsteht ein unauf lösliches Paradox.

Scurati überspitzt zwar gewaltig, doch ist unbestreitbar, dass sich in Berlusconi-Medien und auch andersorts Schneebälle zu Lawinen entwickeln können. Des Autors eigentliches Interesse gilt diesen Lauffeuern der öffentlichen Erregung, die sich auch zu anderen Anlässen entzündeln – teilweise gelenkt und geschützt, teilweise völlig unkontrollierbar. Er schwimmt dem Strom der reflexartigen Empörung, der beim Wort Missbrauch sofort anschwillt, entgegen.

[LW+1] Dass sich das Buch stellenweise ein Tatsachenbericht liest, hat seinen Grund: Scurati weist in der Vorrede darauf hin, dass er reale Vorkommnisse und Fiktion mischt. Dadurch ist man versucht, seine Schilderung an der Wirklichkeit zu messen – und will widersprechen: Wird Kindesmissbrauch nicht eher unterschätzt, totgeschwiegen und vertuscht als unverhältnismäßig aufgeplustert? Ver-

gisst Scurati nicht über seiner flammenden Medienschelte die notwendige Aufklärungsleistung der Getadelten – auch im System Berlusconi? Doch durch die Verpackung in der Fiktion entgeht Scurati Vorwürfen, wie sie die deutsche Publizistin Katharina Rutschky 1993 mit ihrem Buch „Erregte Aufklärung“ auf sich zog. Sie wurde für ihre Darlegung, wie der Vorwurf des Missbrauchs auch missbraucht werden kann, schwer attackiert. Man kann Scurati nicht vorwerfen, den Missbrauch zu banalisieren, doch er lässt den Leser mit äußerst gemischten Gefühlen zurück.

Scurati, der in Italien bereits mehrere, teilweise preisgekürzte Bücher veröffentlicht hat, ist mit „Das Kind, das vom Ende der Welt träumte“ nun erstmalig auf dem deutschsprachigen Büchermarkt präsent, und sein Beitrag könnte aktueller kaum sein. Die Stimme der öffentlichen Erregung erreicht hierzulande zwar selten solch schrille Höhen wie in Scuratis Bergamo, dennoch liest sich sein Plädoyer für eine unaufgeregte Betrachtung der Zustände auch wie ein Kommentar zur hiesigen Debatte um Kindesmissbrauch. Er erinnert an den Wert des Schweigens in einer Zeit, in der sich Ankläger ins mediale Getümmel stürzen, Massenmedien konstant Ängste hochhalten und Menschen – wie im Fall Kachelmann oder Benaisa – vor das hysterische Tribunal der Öffentlichkeit gezerrt werden. Dass Scurati seine Mahnung zur Bedachtsamkeit stellungsweise in ein geradezu sinnbetäubendes sprachliches Getöse packt, ist hochgradig verstörend. Doch genau dieser Effekt ist es, der die Qualität seines Buches ausmacht.

ANNIKA MÜLLER



Antonio Scurati: „Das Kind, das vom Ende der Welt träumte“. Roman. Aus dem Italienischen von Susanne Vetterlein.

Rowohlt Verlag, Reinbek 2010, 352 S., geb., 19,95 €.

Salzburg, ein fröhlich obsessiver Albtraum

Einblick in das Denken und Fühlen eines Kunstbesessenen: Jürgen Flimms Texte über das Theater

Er wirkt zumeist gefasst und bedächtig, bärtig bodenständig und fröhlich in sich ruhend – und doch ist Jürgen Flimm umtriebiger wie kaum ein anderer Regisseur. Intendant, Festivalleiter, Kunst- und Mediennetworker. Zwischendurch findet er immer noch Gelegenheit zum Schreiben und tut auch das mit Klugheit, Witz und Charme. Sein neues Buch „Die gestürzte

Pyramide“ versammelt sowohl bereits in Zeiten, Anthologien und Programmheften erschienene wie bislang unveröffentlichte Texte. Sie schlagen einen weiten Bogen: Von den Bombennächten, die der 1941 geborene Arztsohn in Köln erlebte, bis zur grotesken, aber vielleicht gar nicht so absurden Albtraumvision, in der die Salzburger Festspiele zum touristischen

Sphärenspektakel aus Holographie- und Lasertechnik geworden sind. Hier braucht man „kein Bühnenbild, kein Licht, keine Kostüme, keinen Dirigenten, keine Sänger, alles was nur Täuschung, Gaukelei, lauter Luftschlösser, hochauflöslich“: für einen obsessiven Theatercitoyen wie Flimm bedeutet dies das Ende der Welt.

Die persönlichen Beiträge folgen einander thematisch wie chronologisch unverbunden, erlauben in ihrer Komplexität allerdings Einblick in das Denken und Fühlen eines Kunstbesessenen und lassen ahnen, wie schwer und schön, wie bereichernd und verzehrend die Arbeit in den großen Theaterinstitutionen sein kann. Dabei macht sich Flimm nicht klüger, als er ist, wenn er von seinen konzeptuellen Überlegungen und inhaltlichen Reflexionen auf dem Weg von dem einen „zum nächsten Regieirrtum“ spricht. Erinnerungen breitet er in wohlwendig ironischer Distanz aus, ob es um die eigene Familie geht, um seine „tiefdeutsche Sehnsucht“ nach dem Süden oder um seine verschlungenen Wege, sich Dichtern und Komponisten zu nähern. Fotos von Clärchen und Hermann Baus zeigen ihn bei den Proben, deren aufwendige Vorbereitung sich durch selbstgezeichnete Regiebücher, Storyboards und Collagen vermittelt.

Man muss nicht alle erwähnten Inszenierungen kennen, um Flimm beim Nachdenken über Stücke, Opern, Zeitaläufe begleiten zu können. Und es müssen auch

nicht alle seine Inszenierungen in die Geschichte eingegangen sein, um die Analysen und Betrachtungen genussvoll mitverfolgen zu können. Flimm ist ein Causier wie ein nobler Lobredner, egal, ob er Ariane Mnouchkines Film „Molière“ feiert („Das Theater fliegt, wir müssen hinterher“), die Gastfreundschaft der Nachbarn in Umbrien, wo er ein „hohläufiges, altes Gemäuer“ besitzt, preist oder um Rudolf Augstein trauert („Wir werden seinesgleichen nicht mehr sehen“).

Im titelgebenden Dramaletts stilisiert er sich als Regisseur zum lustvollen Schmerzensmann, der eine umgedrehte Pyramide auf der blanken Stirn balanciert, die voller „Stücke, Menschen, Einfälle, Ideen, Klatsch, Tratsch, Missgunst, Gestank, Zorn, Wut, Trauer, Nichts, auch Nichts. Dann aber auch Applaus“ steckt. Das artistische Manöver ist zwar schwierig und tut bisweilen weh – für Jürgen Flimm jedoch scheint es das reine Glück zu sein.

IRENE BAZINGER



Jürgen Flimm: „Die gestürzte Pyramide“.

Müry Salzmann Verlag, Salzburg und Wien 2010, 216 S., geb., 28,- €.

Sachbücher in Kürze

Vor Roms Flammen

Nero hatte kein Interesse an der Politik, und das blieb auch so. Was Theodor Mommsen einst über den vielleicht bekanntesten römischen Kaiser sagte, wirft eine Menge Fragen auf. Wie ist ein politisches System zu fassen, das einen solchen Herrscher hervorbringt? Was zeichnet ein Reich aus, das den Ausfall des mächtigsten Mannes ohne größere Blessuren übersteht? Und wie viel Glauben verdient eine Überlieferung, die Nero schon kurz nach seinem Tod als Feind des Menschengeschlechts zu zeichnen beginnt? Die vorliegende Biographie stellt diese und andere Fragen nicht. Vielmehr erzählt sie lesbar die Quellen nach, garniert mit Hintergrundinformationen und bisweilen waghalsigen Schlussfolgerungen. Der Muttermord an Agrippina, die nächtlichen Hooligan-Eskapaden, die Außenpolitik, die Kultur der Zeit, der Brand Roms und die erste, lokale Christenverfolgung, schließlich der konsequent angetretene Marsch ins Künstlerium, all dies rollt wie ein routinierter Lehrfilm ab, illustriert auch durch Dioramen von Zinnfiguren. Ein philhellenisches politisches Programm will der Autor in der einzigartigen Selbststilisierung Neros mit Recht nicht erkennen; eine bewusste Demütigung der Aristokratie, wie sie Caligula unternommen hatte, auch nicht. Der schmähliche Tod mit Hilfe eines Sklaven beendete die Karriere eines Kaisers, der irrtümlich annahm, es läge in seiner Macht, die ihm aufgeladene Aufgabe einfach ignorieren zu können. (*Stephan Elberm: „Nero“. Kaiser – Künstler – Antichrist.* Verlag Philip von Zabern, Mainz 2010. 176 S., Abb., geb., 29,95 €.) uwa

Unter Traumbildern

Vor uns liegt ein in vielerlei Hinsicht „ungestaltetes“ Buch. Das „Deutsche Wörterbuch“ der Gebrüder Grimm legt als Synonyme für dieses altmodisch erscheinende Adjektiv sowohl „unhandlich“, als Gestalt unbestimmbar wie „verwirrlich“, aber auch „die menschliche Vorstellungskraft sprengend“ nahe. Unhandlich ist dieser Block mit seinen geschätzt zwei Kilogramm Gewicht schon deshalb, weil selbst ein vergleichsweise großer Schreibtisch frei von behindernden Arbeitsutensilien sein müsste, um ihn für Anstreichungen umstandslos drehen zu können. Was aber sollte man sich in einem Buch fixierend anstreichen, dessen Gegenstand als Gestalt so unbestimmbar ist wie der Traum, von dem es handelt. Verwirrlich ist dieses Handbuch auch deshalb, weil es einerseits selbst aus dem 2005 erschienenen Lexikonartikel „Traum/Vision“ für das „Historische Wörterbuch Ästhetischer Grundbegriffe“ hervorgegangen ist, der in erweiterter Form seine erste Hälfte bildet, während die zweite Hälfte das in der ersten Gebändelte wieder in seine Facetten auseinanderlegt. Hier wie dort ist zwar Lehrreiches über Theodor W. Adornos Traumprotokolle, das Erwachen der Revolution, die kognitive Kraft von Bildern, den Traum des Films vom Traum oder das Ausbleiben der Träume vom Terror in Konzentrationslagern zu erfahren. Aber das restriktive Urheberrecht im Umgang mit Bildern verwehrt den Lesern den Erkenntnisgewinn, der überraschenden Konstellationen von Bildern entspringen könnte. All diese Zugangsschwierigkeiten einmal beiseitegesetzt, eröffnet das Buch aber auf eindringliche Weise jenen Raum des Onirischen, der die menschliche Vorstellungskraft überall dort sprengt, wo sie im Widerspruch zwischen Bild und Wort über sich selbst hinausgedrängt wird. (*Hans Ulrich Reck: „Traum. Enzyklopädie.“* Wilhelm Fink Verlag, München 2010. 760 S., geb., 49,90 €.) lin

Wo sind wir?

Würden wir das Universum Meter für Meter vermessen, kämen wir nicht besonders schnell voran, schreibt Christopher Potter in dem Buch „Sie sind hier“, das laut Untertitel eine „handliche Geschichte des Universums“ sein soll. Seine kluge Idee: Man solle jeden Schritt zehnmal so groß wie den vorigen machen. Und dann nimmt er den Leser 34 Seiten lang mit auf eine denkwürdige Reise. Unter der Überschrift „1 bis 10 Meter“ erfährt man zum Beispiel, dass Admiral Lord Nelson und Marilyn Monroe jeweils 1,65 Meter groß waren, unter „10 bis 100 Meter“ werden unter anderem die Python-schlange (maximal 10,91 Meter lang) und der Tyrannosaurus Rex namens Sue (12,80 Meter lang) vorgestellt, bei „10 bis 100 Milliarden Kilometer“ begegnet uns in einer Region ohne größere Objekte der vereinsamte Kleinplanet Sedna. So eingeteilt, wird der Leser mit den harten Fakten der allgemeinen Relativitätstheorie und der Quantenmechanik konfrontiert. Zwischendurch gibt es auch Astrophysik, einen kurzen Hinweis auf das inflationäre Universum und Supernovae, bevor der Autor dann zum Humangenomprojekt und den Fossilien von Ororin tugeneusis übergeht. So wird dem Leser – nicht frei von ärgerlichen Fehlern – die gesamte Geschichte des Universums in ungewöhnlicher Form präsentiert. (*Christopher Potter: „Sie sind hier.“ Eine handliche Geschichte des Universums.* Aus dem Englischen von Dagmar Mallett. Piper Verlag, München 2010. 336 S., geb., 22,95 €.) G.P.



Die Schwierigen: Flimm, Karl Lagerfeld und Erich Wonder 1991 in Salzburg

Foto Verlag